

Die Neue Welt



Nr. 1

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1897

Zeit-Lied.

Von Gustav Macash.

Im Sturme, im Sturme verrauschen die Stunden,
Bald Nacht vorüber — bald wieder hell:
Es will sich das neue Jahrhundert bekunden,
Drum drängen die Tage: so schnell! so schnell!

Ein Jahr begraben, ein Jahr der Thränen,
Ein Jahr des Kampfes um Leid und Sieg.
Es braust über nie gestilltes Sehnen
Die neue Noth, der neue Krieg.

O, wie die Menschen sich hassen und lieben
Und wie sie ringen in tiefster Gluth
Nach Zielen, die ewig gleich geblieben,
Trotz Hassen und Lieben, trotz Sieg und Blut.

Es jauchzen die Stunden, es jagen die Stunden,
Es flattert so ewig jung die Zeit,
Es bluten die Wunden, es narben die Wunden,
Und Herzen brennen nach Seligkeit.

Da, in dem ewigen Sehnen und Siegen,
Wird zur Prophetin die spähende Noth
Und schreibt an den Himmel mit flammenden Zügen
Das hohe Lied vom Kampfe ums Brot.

Wann werden die Zeiten stille stehen?
Wann wird der Erde der Friede gebracht?
Wann werden die Frühlingswinde wehen
Lau über die letzte Winternacht?

Wenn Ziele gefunden die letzten Sorgen,
Wenn gleich die Pflichten und gleich die Macht —
Nach einem purpurnen Völkermorgen,
Nach einer letzten Mitternacht.

Spielkinder.

Roman von Georg Hermann.

Vor mehr als zwanzig Jahren sahen im Berliner Börsen-Café zwei Männer. Der Eine von ihnen, klein und unterfest, hatte den Kopf mit dem fleischigen, faltigen Nacken zwischen die Schultern gezogen. Er mochte fünfzig Jahre alt sein. Sein starres, volles Haar war grammelirt, sein Bart kurz und am Kinn ausrairt. Auf den ersten Blick konnte der Ausdruck seines Gesichts sogar für gutmüthig gelten, aber wer ihn genauer beobachtete, bekam bald heraus, daß dem nicht so war. Die Nase war bis an den Rand der Lippen heruntergezogen, die grauen Augen klein und beinahe freundlich, aber wenn er sich unbeachtet glaubte und Zahlen auf Zahlen in sein Notizbuch kritzelte, nahmen die Augen einen so niederträchtigen, gannerischen Ausdruck an, als wollten sie sagen: „Wen unser Herr in die Hände bekommt, den läßt er nicht locker, den saugt er aus bis auf den letzten Blutstropfen.“

Der Andere war ein fünfzigjähriger Jüngling, geschmiegelt und gebügelt, kein Stäubchen an ihm. Er trug ganz enge Beinkleider, ein kurzes, bis an die Leenden reichendes gelbes Paletöthen; auf seinem

festen Gesicht gähnte die abligte Langeweile, auf der hohen, wulstigen Stirn thronte eine erhabene Gedankenlosigkeit und Selbstzufriedenheit, wie sie nur die wahre Aristokratie zur Schau trägt. O, er war auch gebildet! war in Rom, Neapel, Paris gewesen, hatte überall in den ersten Hotels gewohnt, und er erweiterte sogar noch seine umfangreichen Kenntnisse! So hatte er zu Haus beim Zeitunglesen stets das Fremdwörterbuch neben sich liegen, in dem er alle ihm unbekanntem Ausdrücke nachschlug. Er protegirte auch als Mäcen einen Maler, indem er seine Bilder billig kaufte, und hielt, natürlich nur der Protektion halber, eine junge, ebenso hübsche wie leichtsinnige und talentlose Schauspielerin aus.

„Meinen Sie, der Kerl kommt?“

„Ich glaub's, Geiger ist ein Mann von Wort,“ sagte gelangweilt der Aristokrat und legte auch sein linkes Bein auf das rothe Plüschhohle. „Piccolo, eine Limonade!“

„Und wenn uns der Geiger doch durch de Finger geht?“ sagte Rewald, indem er den Aristokraten von der Seite anblinzelte.

„Ich sage Ihnen, er kommt — sehen Sie, da ist er schon!“

Er wies auf einen circa fünfundvierzigjährigen Herrn mit schwarzem Vollbart. Es war ein hübscher

Mensch, der dort kam: groß, kräftig gebaut, ruhige, klare, ebenmäßige Züge, braune, ehrliche Augen, die Nase grade, wenn auch für eine Mannsperson etwas zu klein, die Stirn hoch und stark gewölbt. In seinem Gesicht lag der Ausdruck einer rüchhaltslosen, fast groben Offenheit und Ehrlichkeit. Die ganze Gestalt schien überhaupt zu sagen: „Seht, das bin ich! Mit Nichts habe ich angefangen und heute habe ich hier eines der besten Geschäfte, bin fast Millionär; durch meine eigene ehrliche Arbeit bin ich es geworden, durch eigene ehrliche Arbeit!“

Rewald erhob sich und drückte den Kopf noch mehr als sonst nach vorn, selbst der Aristokrat winkte gnädig mit seiner behandschuhten Rechten, dann erhob auch er sich und klopfte dem Ankömmling vertraulich auf die Schulter.

„Nun, lieber Geiger, es ist nett, daß Du kommst!“ — Er hatte das Recht, ihn zu buzen, denn er war sein Schwager.

Rewald nickte dem Aristokraten zu, als wollte er sagen: „Kizle Du nur erst das Schäfchen unter dem Hals, damit es hübsch still hält, ich werde schon im geeigneten Augenblicke zustoßen. Nicht einen Muck mehr soll's thun, das Schäfchen!“

„Piccolo, einen Cherry Cobler für den Herrn!“
„Aber Herr Rewald, ich trinke Vormittags nie

Etwas, ich kann es nicht vertragen, Vormittags etwas zu trinken."

"Herr Geiger, Sie werden mir doch gestatten, daß . . ." sagte Newald im lebenswürdigsten Tone seines Registers.

Der Aristokrat unterbrach ihn.

"Nun, wie geht's Ihnen, wie geht's den Kinderchen? Den Jüngsten müßten Sie wirklich mal sehen, Herr Newald — ein kluger Junge — sag ich Ihnen — ein hübscher Junge — sag ich Ihnen!"

"Das hat er nur vom Vater, so Etwas vererbt sich stets." Newald lachte.

Der Sherry Gobler kam. Man sprach über die politische Lage, über Bismarck, über Stronsberg, über die Bochumer, Norddeutsche Lloyd, Differenzgeschäfte und ihre Unmoral, Familienangelegenheiten, Stadtklatsch, ja sogar auch über die Oper und die Kunstausstellung, für welche beide der Aristokrat ein scharfsinniges Urtheil und ein tiefes Verständnis zeigte. Besonders lobte er jene herrliche, ja herrliche Oper, wie hieß sie doch gleich? Ja, der Freischütz von Meyerbeer,* und pfiff sogar nicht ohne Gehör aus ihr mehrere besonders schöne Stellen, welche sicher gepaßt hätten, wenn sie nicht aus dem Troubadour gewesen wären. Dann sprach er noch über Kaulbach und über die Bildhauerei der italienischen Renaissance, die besonders unter Dante, Petrarca und Claude Lorraine** gebüht hätte. Und die Anderen, die wirklich blutwenig von derartigen Dingen verstanden, hörten diesem Wortschwall zu, mit Gesichtern, auf denen deutlich zu lesen war: Ja, ein kluger Mensch! Ja, ein gebildeter Mensch! Und welche rednerische Begabung! Der wird es doch noch bis zum Stadtverordneten bringen!

Plötzlich kam Newald ganz unvermittelt auf Geschäfte zu sprechen; daß doch jetzt der Grund und Boden so billig sei und man leicht so viel — so viel verdienen könne, und —:

"Ich habe Ihnen ein Geschäft, ein Geschäft —" er spitzte die Lippen wie ein Weintrinker, legte den Kopf auf die Tischplatte und schlug die Arme zurück, daß er wirklich in diesem Augenblick an einen aufstiegender Geier gemahnte.

"Verdienen, verdienen könnten Sie daran vierzigtausend Mark, sag ich Ihnen, fünfzigtausend Mark, sag ich Ihnen, hunderttausend Mark, sag ich Ihnen!"

Und er wies mit Zahlen haarfarr nach, welchen ungeheuren Vortheil man nur mit einem verhältnismäßig geringen Anlagkapital aus diesem Unternehmen ziehen könnte.

"Das war ä Geschäft! Das war ä Geschäft!" schloß er wieder lippenspitzend seine Rede.

"Nun, Herr Newald, weshalb machen Sie es dann nicht?"

"Warum? Warum? Nu, weil Sie's machen sollen, lieber Geiger!" Er klopfte ihm vertraulich auf die Schulter. "Sehen Sie, diese beiden Häuser lassen Sie einfach niederreißen und bauen darauf ein neues, großes Haus auf —"

"Sie wissen, Herr Newald, so gut wie ich, daß ich mich auf Derartiges nicht einlassen kann, ich habe schon die anderen Häuser. Meinem Geschäft, wenn es sich auch ganz gut rentirt, kann man nicht so viel zuzunehmen."

"Ich sag Ihnen, es wird Ihnen leid thun, greifen Sie zu, greifen Sie zu, eh's zu spät ist. 's wird Ihnen leid thun, sag ich Ihnen, und warum sollen Sie's nicht nehmen, warum nicht? A junger Mann muß Glück im Leben haben! Was haben Sie dabei zu riskiren?! Hä — so ä reicher Mann wie Sie — hä — nachher werden Sie sagen, der Newald, das ist Einer, der meint's noch gut mit mir."

"Herr Newald, Ihr Reden müßt augenblicklich garnichts, ich werde darüber einmal mit meiner Frau sprechen!"

"Mit Ihrer Frau?" schrie Newald, lachte, als

ob Jener einen ausgezeichneten Wig gemacht habe und schlug mit der Hand auf den Tisch.

"Entschuldigen Sie, lieber Herr, aber das hält ich Ihnen doch wirklich nicht zugetraut. Ein Mann soll mit seiner Frau von Geschäften sprechen!"

Er hielt sich den Bauch vor Lachen.

"Kostbar, kostbar! Das Beste, was ich seit Langem gehört habe! Kostbar! Kellner, noch einen Sherry Gobler! Nun gut, ich will Sie ja nicht dazu bestimmen, was hab ich für'n Nutzen oder Schaden davon? Aber ich sag Ihnen, Sie schneiden sich in Ihr eigenes Fleisch, wenn Sie das Geschäft nicht machen! Piccolo, ein paar Zigarren!"

Und wieder begann das Gespräch.

Man stritt über die Größe Bismarcks, sprach über die Bedeutung des Krieges von siebzig-einund-siebzig, über Moltke, Roon, Mac Mahon, Napoleon, Eugenie, Rochefort. Der Aristokrat hielt eine feurige Ansprache, lobte das energische Vorgehen Bismarcks, welchen er persönlich zu femien vorgab, sprach von Beziehungen Deutschlands mit denen des Auslands, besonders mit Zentral- und Südamerika — dann von der Zukunft der Wissenschaft im Dienste der Industrie, und dieses Alles mit einer so wichtigen Miene, als ob jedes Wort der Nachwelt überliefert werden müßte, dieses Alles mit einem lebenswürdigen, gezierten Lächeln, das einer Primadonna Ehre gemacht hätte, dieses Alles mit einer solchen stolzen Bestimmtheit, als ob er, er, der Aristokrat und Niemand anders, die Fäden des Weltgetriebes leite.

Gerade wie ein Blutegel, den man einmal abgestreift, von Neuem lautlos auf sein Opfer loszieht und sich festzusaugen versucht, so begann Newald plötzlich unvermittelt wieder von Geschäften zu reden. Wie der Grund und Boden so billig, so billig sei, und wie man jetzt auf so leichte und anständige Art und Weise — dies betonte er besonders — viel, sehr viel Geld verdienen könne, er ging sogar noch einen Schritt weiter:

"Und sehen Sie, hier habe ich die Pläne. Diese günstige Lage, kein Winkelfeld, kein Eckchen, direkt beim Rathhaus. A Million, ä Million ist damit zu verdienen, und als ob fünfhunderttausend Mark für ä Millionär wie Sie" — er wußte nur zu genau, daß Jener es nicht war — "Geld ist! Hunderttausend Mark zahlen Sie an, die erste Hypothek dreihunderttausend, die zweite hunderttausend. Vier Prozent, sechzehntausend Mark, als ob sechzehntausend Mark für Sie ä Geld ist! Fürs Vaugeld lassen Sie mich nur sorgen. Und wenns sich nicht rentirt — es ist nur ein Fall, den ich hier annehme, verkaufen Sie's wieder. Riskiren thun Sie keinesfalls etwas — verlieren können Sie nicht dran, es ist unmöglich — unmöglich, sag ich Ihnen!"

"Ich will mit meiner Frau darüber sprechen!"

"Aber lieber Geiger, ein Mann soll nicht einmal so viel Urtheilskraft haben, allein ohne seine Frau etwas beschließen zu können? Ich begreife Sie nicht, Sie sind doch sonst so'n verständiger, gescheiter Mensch!"

"Herr Newald, ich werde erst mit meiner Frau sprechen."

"Nu, sprechen Sie mit Ihrer Frau," sagte Newald in einem Tone, als ob ihn diese ganze Sache nichts angehe.

"Piccolo, drei Cigars!"

"Aber Herr Newald, Sie wissen —"

"Aber Herr Geiger, Sie werden mir doch gestatten, ich nehme es Ihnen wirklich übel, wenn Sie mir — Sie können sich ja immer wieder revanchiren."

Und wieder begann das Gespräch. Der Aristokrat zeigte erstaunliche landwirthschaftliche Kenntnisse, sprach über die Vereitung des Rohzuckers aus Mohrrüben, über die Angorashafszucht in Spanien, Australien und der Lüneburger Heide, dann über die Victoria Regia, die er — was schadet es — mit der Königin der Nacht verwechselte, den Peloponnesischen Krieg, den er in das sechste Jahrhundert vor Christi legte, versicherte den Anderen mit ausgezeichnete Lebenswürdigkeit, daß er, er persönlich, gegen den Grafen Armin garnichts hätte, und daß derselbe sogar ein sehr lieber, anständiger Mensch sei — er hätte früher

einmal das Vergnügen gehabt, seine intimere Bekanntschaft zu machen —. Dann ließ er sich, leider nur etwas zu orafelhaft, über die Zukunft der deutschen Textilbranche aus, die mit der finanziellen Lage Australiens auf's Engste zusammenhänge.

"Herr Geiger, wir gehen."

Man wollte zahlen.

"Aber bitte, bitte, bemühen Sie sich nicht, meine Herren, wir können es ja ein anderes Mal reguliren. Ich werde mir gestatten —"

"Adieu, Schwager, adieu Herr Newald!"

"Aber Herr Geiger, Sie werden doch noch nicht nach Hause gehen. Kommen Sie, Herr Geiger, wir wollen uns einmal das Haus ansehen, kommen Sie!"

"Herr Newald, ein anderes Mal, meine Frau wartet mit dem Mittag."

"Sie kommen doch so wie so schon zu spät. Sie essen doch sonst immer um halb drei und jetzt ist es schon ein Viertel auf vier."

"Eben deswegen muß ich schnell nach Haus."

"Ach, sie werden doch auch zu Hause einmal ohne Sie fertig werden. Kommen Sie nur, wir sind ja gleich dort."

"Ja," setzte der Aristokrat hinzu, "ansehen können wir es uns ja!"

Geiger gab nach.

Als er endlich am Spätnachmittag heim kam, fühlte er einen eigenthümlichen, dumpfen Druck zwischen den Augen, und die Geschehnisse begannen sich in seinem Kopf zu verwirren. Er wußte nur, er war noch irgendwo gewesen, hatte sich irgend Etwas angesehen, und irgend Etwas so halb und halb zugesagt; was es aber war, um was es sich handelte, darauf konnte er sich trotz aller Anstrengung nicht besinnen. Als er die Treppe hinaufstieg, versagten die Füße, er begann zu taumeln und wäre sicher gefallen, hätte er nicht noch schnell das Geländer umklammert. Dann schloß er auf und wankte, indem er sich bemühte, möglichst leise aufzutreten, den Flur entlang zum Schlafzimmer. Dort fiel er angezogen, wie er war, auf das Bett, wühlte sich in die grüne Steppdecke und das weiße Kautentuch und lag nun da mit großen, offenen Augen, nachsinnend, was eigentlich mit ihm passiert sei.

"Was war denn das nur? Was war denn das nur?"

Seine Frau, die ihn hatte kommen hören, trat zu ihm. Als sie die verglasten, stieren Blicke sah, als der scharfe Bier- und Weindunst, den er ausathmete, ihr entgegenschlug, da wurde es ihr klar.

Ihr Mann, zu dem sie ansah wie zu einem Heiligen, der ihr Ein und ihr Alles war, betrunken, betrunken wie der verkommenste Arbeiter, der Sonnabend seinen Wochenlohn bekommen! Wenn das die Mädchen erführen! Wenn das die Kinder sähen! Die Schande, die Schande!

Was blieb ihr Anderes übrig, sie mußte ihren Mann ausziehen, zu Bett bringen wie ein Baby. Es war ein schweres Stück Arbeit, und wie sie das anstellte!

Als sie endlich damit fertig war, setzte sie sich an's Bett, hörte auf sein ruhiges, tiefes Schnarchen, und das erste Mal in ihrer Ehe, das erste Mal seit acht Jahren wachte sie, sie schämte sich für ihren Mann. Er, der sonst so enthaltsam, war betrunken!

Die Geburt ihrer drei Kinder hatte ihr nicht solchen Schmerz bereitet wie das. Ihr Mann, ihr Heiliger — ihr — ihr — ihr — Ein und ihr — Alles — betrunken — Pfui!

Was der kleine Georg erkaufte.

Wir Kinder wurden heute früher zu Bett gebracht und wunderten uns, daß wir nicht wie sonst den Gutenachtluß bekamen. Mutter, die kleine, dicke, lustige Frau war überhaupt in der letzten Zeit für uns wenig zu sprechen gewesen, ja es war sogar uns aufgefallen, daß sie schlecht aussah und dicke, verschollene, rothgeweinete Augenlider hatte. Heute Abend hatte sie in allen Fächern ihres Mahagoni-Spindes umhergeframt und war dann mit einem Paket weggegangen. Wohin? Das wußte selbst

* Der „gebildete“ Aristokrat verwechselt hier Alles. Bekanntlich ist die Oper Freischütz von Weber. Und was er angeblich aus ihr trällert, stammt aus dem Troubadour, einem Werke Verdis.

** Dante und Petrarca sind bekanntlich keine Bildhauer, sondern Dichter, wie Corrain ein Maler!

Luiſe Lademann nicht — ſelbſt Luiſe Lademann! Das mußte etwas ganz Außergewöhnliches ſein.

Auch in der Küche war Alles wie umgewechſelt. Ulrike, die mich ſonſt immer auf den Schooß nahm und ſich ſogar noch freute, wenn ich ſie in die Naſe kiff, hatte mich heute garnicht beachtet, trotz all meiner Anſtrengungen, mich bemerkbar zu machen, und mich endlich ſogar wieder zu meiner Luiſe hinaufgeſchickt, und die brachte mich einfach in's Bett.

In's Bett — aber — ich war ja noch garnicht müde?!

„So Georg, jetzt legſt Du Dich auf die andere Seite und ſchläſſt!“ Und ich zog die Decke über das eine Ohr, lag mähnchenſtill, that als ob ich ſchlief, ſtupfte nur manchmal den großen Zeh vom linken Fuß gegen das Bettende, um zu prüfen, ob ich noch wach wäre. — —

Nach einer halben Stunde hörte ich drauſen eine Thür gehen. Luiſe ging hinaus. Ich horchte ſcharf auf, man ſprach ziemlich laut im Nebenzimmer, aber trotzdem konnte ich nicht verſtehen, um was es ſich handelte. Ich hörte nur deutlich Luiſens Stimme:

„Madame, Sie wollen mir wohl beleidigen?! Ich nehme et nicht, det können Sie doch nu beſſer brauchen! Ne, un ich nehme et nicht!“

„Aber Luiſe, Du ſiehſt doch, wir müſſen uns jetzt auf's Aeußerſte einſchränken, ich kann unmöglich zwei Mädchen halten.“

„Un ich nehme et nicht! Un glauben Sie viel-leicht, Frau Geiger, ich werd hier weggeh'n, wo ich mir hier ſo an die Kinder gewöhnt habe? Ne!“

„Aber Luiſe, Du mußt doch ſelbſt einſehen — —“

„Un ich ſage Ihnen, ich nehme et nicht! Ne, det wär' ja wirklich —, wo ich mir ſo an die Kinder gewöhnt habe“ — — — — — mehr konnte ich nicht verſtehen.

Luiſe kam wieder herein, ſetzte ſich vor mein Bett und weinte.

„Sie wollte mir beleidigen! U! Sie wollte mir beleidigen, uh — und wo ich dabei ſo gut zu die Kinder bin — uh — ſie wollte mir beleidigen — uh —“

Luiſe Lademann, unfere Luiſe weinte! Aus drei Betten erklang plötzlich ein Zammergehen.

„Na, ſtille, ſchlaft man weiter. — U! Sie wollte mir beleidigen!“

Aber ich konte nicht einſchlafen.

Nach einiger Zeit hörte ich vorn meinen Vater ſehr heftig ſprechen.

„Dieſe Lumpen! Ich ſchlage ihm über'n Kopf! Nicht werth ſind ſie von mir — — die — — —“

— — — mit dreißigtauſend iſt die Sache noch zu machen — er hats genau gewußt, wie ich mich da hereinreite. — Ned nicht, Frau, genau hat er gewußt, der Lump! Ich halts nicht aus, ich halts nicht aus! Ich glaube, ich werde verrückt — nein — nein — ich halts nicht aus!

„Mit dreißigtauſend wär Alles zu retten ge-wesen. Du weißt, wie ich mich bemüht habe, wie ich gearbeitet habe, mein Lebtag!“

„Amen, ich kanns nicht mehr, ich halts nicht aus! Aengſtliche Dich nicht, ich werde ja wieder ruhig werden. Hab keine Angſt Kind, ich bin nur augenblicklich ſo erregt, — dieſer — dieſer, dieſer Lump, dieſer Gauner!“

— — — Leises Weinen. — — —

— — — Von da an wurde das Geſpräch ge-dämpft geführt. Ich lauſchte, lauſchte, aber ich ver-ſtand nichts mehr und ſchlief ein. —

Einige Stunden ſpäter ſah Herr Geiger allein vorn im Arbeitszimmer, vor ihm ein Blatt Papier, über und über mit Zahlen bekräftigt. Da war multipliziert und dividirt, addirt und ſubtrahirt, und immer, immer das Defizit, wie es gedreht und gewendet, welche Möglichkeit auch angenommen, immer, immer das unregulirbare Defizit auf dem Grundſtückkonto. Unabwendbar!

Und da lagen ſie nun vor ihm, die letzten zwei Jahre, und mit einem Blick überſah er ſie, als ob ſie eine Seite ſeines Hauptbuchs wären. Seit jenem Tag, ſeit jenem unglückſeligen Hauſkauf, keine ruhige Stunde mehr.

Der plötzliche Umſchlag: Grund und Boden ver-

lieren den Werth, Niemand wagt mehr, ihn zu be-leihen, und an Käufer iſt garnicht zu denken.

Woher Geld nehmen? Das, was noch geliebt, reichte nicht aus. Es mußte vermehrt werden. Er theilte ſich an Gründungen, und verlor; er ſpekulirte in ſcheinbar ſicheren Papieren, und verlor.

Gutwillig opferte der Ariſtokrat hunderttauſend. Sie wurden verſchlungen.

Gutwillig gaben Freunde und Verwandte, was in ihren Kräften ſtand. Es verrauchte im Augen-blick, wie Waſſertropfen, die auf einen heißen Stein fallen.

Aber er konnte nicht mehr zurück, es war für ihn zur Exiſtenzfrage geworden; es müßten ja auch beſſere Zeiten kommen, und dann wäre ja Alles ge-rettet, dann könnte er ja an dem Haus wieder zum reichen Mann werden.

Zu ſeiner Herzensangſt hatte er ſich an Newald gewandt, trotzdem er vor ihm ein geheimes Grauen hatte, und Newald hatte ihm wider Erwarten drei-mal mit kleinen Summen ausgeholfen, aber dann war auch dieſe Quelle verſiegt.

O — wie war er umhergelaufen in den letzten Tagen von Einem zum Anderen; faſt überall buch-ſtäblich verſchloſſene Thüren, und die Wenigen, die ihn vorließen, zuckten mißleidig die Achſeln. — Ja, wenn ſie ihm helfen könnten, ſie würden es ja gern thun — und hundert Gründe.

Mit dem Ariſtokraten war er auf's Beſtigſte zuſammengerathen — er konnte ihn retten, und warum that er's nicht! — und er bedachte garnicht, daß Jener ſchon ein Vermögen an ihn gewandt hatte, ſondern ging in ſeinem Jähzorn ſo weit, handgreif-lich zu werden. Der Ariſtokrat wies ihn, ſchämend vor Wuth, aus der Wohnung.

Ueberall verſchloſſene Thüren! Ueberall nur ver-ſchloſſene Herzen!

Und dann hörte er, daß Newald einen Theil der Forderungen an ſich gebracht habe, um als Haupt-gläubiger gegen ihn aufzutreten. Er ſtürzte zu ihm — Newald wäre verreist, hieß es.

Unabwendbar bankrott! Was nun? Was nun? Vielleicht iſt doch noch die Möglichkeit, es zu reguliren, und wenn auch nur für einige Tage.

Er rechnet, rechnet wieder und wieder, immer das Defizit! — Er öfnet den eiſernen Schrank. Faſt leer! Nur ein Zahlbrett, eine Mappe, das Geheimbuch! Er ſchlägt es auf. Per Kaſſa-Konto an Grundſtück-Konto: immenſe Summen. Er rechnet und rechnet. Der Schweiß ſteht ihm auf der Stirn; keine Möglichkeit — das Defizit!

Er zerknittert wüthend das Blatt, reiht es in Fegen, wirft ſie zur Erde und ſtampft mit dem Fuß darauf. Umſonſt! Das Defizit bleibt. Wo er hin ſieht Zahlen, Zahlen, nichts wie Zahlen. Das Defizit!!!

Was nun?

„Gott, ich hab ja mein Leben gearbeitet wie'n Hund, und jetzt — — — Wozu? Wozu? Alles zu nichts!“

Was nun? —

Er ſieht in das obere Fach des Spindes. Leer die Taſche, wo ſonſt die Wechsel darin waren, alle ſchon zu Geld gemacht! Nicht einen Pfennig! — Da in der Ecke der Newolwer!

„Was hab ich denn noch zu verlieren? Aber ſo wie ein Dieb ſich fortſchleichen, ohne Abſchied zu nehmen?“

Er ſchreibt:

„Da ich geiſtig und körperlich zu ſehr an-geſtrengt und eine gefährlich ausgehende Krankheit befürchte, ſo iſt es das Beſte, wenn ich ſo von Euch gehe. Wenn Ihr dieſe Zeilen leſt, meine Lieben, bedauert mich nicht, wenigſtens nicht meinen frühen Tod. Ich habe fürchterliche Sorgen bei Tag und bei Nacht gehabt, und manche ſchlaf-loſe Nacht verbracht, doch eine ſolche wie die ver-gangene noch nie, die wünſche ich dem niedrigſten Verbrecher nicht. — Lebt wohl, meine Lieben! Du vor Allen, mein liebes, gutes Ammen! Wenn ich Dich manchmal gekränkt, verzeih mir, ich war ſtets gut und anſpöhernd für Dich und unfere Kinder.“

„Was vermag nicht Sorge?! Adieu! Ich wünſche mehr Frohſinn und Heiterkeit Allen, die mir lieb und theuer ſind!!!“

Hermann Geiger.“

Plötzlich ſchien es ihm, als ſtände hinter ihm eine graue, verummte Geſtalt und reihte ihm die Waſſe über die Schulter. Er wandte ſich um, ſeine Frau ſtand hinter ihm.

Sie ſagte kein Wort, aber dem Geſicht ſah man es an, daß ſie es wußte, um was es ſich hier handelte. Und ſeit langer Zeit wieder das erſte Mal, beugte ſie ſich über ihren Mann und küßte ihn.

* * *

Ja, er war mit einem Schlag eine traurige Verhältniß geworden, der große Geiger!

Das Geſchäft, das wäre ja überhaupt niemals zu ruiniren geweſen, aber da mußte ſich dieſer Mann natürlich in großartige Spekulationen einlaſſen, Grund-ſtücke kaufen, Häuser bauen, ausbauen, ſich an ſaulen Aktiengeſellſchaften theilhaben, ein großes Haus führen, ja, ja, lieber Geiger, die Bäume wachſen nicht in den Himmel, dafür iſt geſorgt!

Sogar die Börſe, die doch damit garnichts zu thun hatte, war darüber in Aufregung.

„Wiſſen Sie ſchon, der Geiger iſt pleite!“

„So? Der hübsche?“

„Ja!“

Newald trat herzu.

„Er hat ſich in verſehlte Spekulationen ein-gelaſſen, mit dem Haus da bekauf. Wiſſen Sie, was hab' ich mit ihm gered't! Geiger, hab' ich ge-sagt, Geiger laſſen Sie ſich nicht auf ſo was ein, Geiger, Sie ruiniren ſich, Sie ruiniren Ihre Familie! Er hat nicht auf mich hören wollen. Nu hat er's!“

„Ich denke, er hat wohlhabende Anverwandte, konnten die ihm denn nicht mehr helfen?“

„Was glauben Sie, haben die ſchon verloren?“

„Aber, ich denke, es iſt nur ein geringes Defizit von fünfzigtauſend?“

„Fünfzigtauſend?! Ich ſag Ihnen, Zweimal-hunderttauſend reichen nicht.“

Newald ging achſelzuckend weiter. Die beiden Anderen blickten ihm nach.

„Ich möchte darauf ſchwören, der alte Lump hat wieder ſeine Hand mit im Spiel. Es iſt nicht der Erſte, den er auf dem Gewiſſen hat, dieſer Gurgelabichneider!“

* * *

Bei der Subſtation erſtand Newald das Haus um einen Spottpreis, da außer ihm faſt Niemand zu bieten wagte.

(Fortſetzung folgt.)



Die Madonna im Roſenhag.

Von Dr. John Schitowski.

Die Anfänge aller bildenden Künſte ſind rea-liſtiſch, d. h. die Wirklichkeit (Realität) wider-ſpiegelnd. Das noch ungeschulte Auge be-müht ſich, die Gegenſtände der Natur möglichſt deutlich zu ſehen, und die ungeübte Hand iſt beſtrebt, in der künſtleriſchen Wiedergabe dieſer Gegenſtände eine möglichſt vollkommene Naturwahrheit zu erreichen. Der Maler der Urzeit, der ein Bild des Mondes geben wollte, und ihn nicht viereckig, ſondern rund zeichnete, war ein Realist. Der allmählig ſchärfer werdende Blick enthüllte unausſprechlich neue künſt-leriſche Probleme, und die Technik des Malers und Zeichners bemühte ſich, ihnen gerecht zu werden. Die feinere Beobachtung lehrte ihn z. B., daß die Gegenſtände durch die größere und geringere Ent-fernung des beſchauenden Auges und durch den Wechsel des Standpunktes, von dem aus man ſie betrachtet, in ihren Größenverhältniſſen und in ihrer Geſtalt ſcheinbare Verſchiebungen erleiden, und daß derſelbe Gegenſtand, aus der Nähe betrachtet, eine andere Farbe zu haben ſcheint, als wenn man ihn in weite Ferne rückt: das Problem der Linien- und Luſtperſpektive war entdeckt.

Erſt dann, wenn die Kunſt in der realiſtiſchen

Wiedergabe der Natur diejenige Vollkommenheit erreicht hat, die für den jeweiligen Entwicklungsgrad des betreffenden Volkes überhaupt möglich ist, erst dann pflegen sich naturgemäß hier und da Künstler zu finden, denen es nicht genügt, die äußere Natur nachzuahmen, sondern die in sich den Drang spüren, die Welt ihres eigenen Innern im Kunstwerke freischöpferisch zu gestalten. Auf die realistische Periode der künstlerischen Entwicklung folgt dann eine idealistische. Der Künstler begnügt sich nicht mehr damit, die äußere, sichtbare Welt in ihren Linien und Farben richtig zu sehen und wiederzugeben, sondern er baut sich in seinem Innern eine neue Welt auf, die frei von den Zufälligkeiten und Unschönheiten der realen Wirklichkeit, die Natur im Idealbilde widerspiegelt. Ein bestimmtes Form- und Stilbewußtsein entwickelt sich, ein bestimmtes Schönheitsideal entsteht.

Aber auch diese Periode wird abgelöst. Die idealisierende Wiedergabe der Natur nach bestimmten Form- und Stilgesetzen wird allmählich zum Hemmschuh für die freie Entwicklung jeder künstlerischen Individualität. Die folgenden Generationen verstehen nicht mehr, weshalb sie die Natur, die in ihrer wahrhaften Realität wiederzugeben angeblich den Zwecken der Kunst widersprechen soll, gerade so darstellen sollen, wie irgend welche Künstler der Vergangenheit sie dargestellt haben. Das Schönheitsideal, das zur Blütezeit der idealistischen Periode in den Herzen Aller wirklich lebendig war, ist jetzt, da der Geschmack sich geändert hat, zum trocknen Schema geworden, zum Gespenst, das die Nachgeborenen davon abschreckt, der Stimme ihres eigenen künstlerischen Gewissens zu folgen, das sie fortwährend nötigt, mit den Augen einer abgestorbenen Zeit zu sehen, das sie schließlich stumpf und impotent macht. Wenn diese Entwicklung genügend weit bergab gegangen ist, dann pflegen wenige Einzelne, dann immer weitere Kreise die Notwendigkeit einer Kursänderung einzusehen. Man kehrt wieder zur Natur zurück, man nimmt die Probleme dort auf, wo die vorhergehende realistische Periode sie liegen gelassen hat. Das Studium der realen Erscheinungswelt beginnt von Neuem. Die Künstler stehen wieder mit beiden Füßen auf dem Boden der Wirklichkeit. Eine neue realistische Epoche ist angebrochen, die dann, wenn ihre Zeit abgelaufen ist, wieder von einer idealistischen abgelöst wird, die mit neuen Schönheitsidealen in die Welt tritt.

So geht es im Kreislauf der Entwicklung fort, und es ist einer der größten Irrthümer, an denen die Kunstgeschichtsschreibung unseres Jahrhunderts gelitten hat, anzunehmen, daß es zu irgend einer Zeit und bei irgend einem Volke eine einzige klassische Periode gegeben habe, d. h. eine Periode, deren künstlerisches Schönheitsideal und deren technisches Können für alle Zeiten und alle Völker vorbildlich und maßgebend sein müsse. Das Schönheitsideal des Griechen Phidias war ein anderes als das des Italiensers Michelangelo und ein anderes als das des Holländers Rembrandt. Phidias, Michelangelo und Rembrandt haben, Jeder für sich und seine Zeit, das Höchste erreicht, was in der Kunst zu erreichen möglich ist. Aber maßgebend sind sie deshalb doch weder für uns, noch für irgend eine spätere Zeit. Sie lehren uns im Gegentheil, daß nur derjenige Künstler den Gipfelpunkt erreicht, der den Muth hat, seine eigenen Wege zu gehen, seiner eigenen künstlerischen Individualität zu folgen. Michelangelo hätte mit seinen gefesselten Sklaven sicherlich keine unsterblichen Kunstwerke geschaffen, wenn ihm dabei das alte griechische Schönheitsideal vorgeschwebt hätte.

Wenn wir nun die Anfänge der deutschen Malerei betrachten, so scheint es, als wenn das eben Ausgeführte hier nicht zutrifft. Die ältesten Produkte der deutschen Malkunst sind nicht realistisch, sondern zweifellos idealistischer Art. Wir bemerken in ihnen nicht das Bestreben, die Natur, wenn auch mit unzulänglichen Mitteln, fleißig und treu nachzuahmen, sondern wir finden bereits einen fertigen Stil, oder richtiger, Bruchstücke von Stilarten vor, deren verführerischer Schematismus uns beweist, daß wir es hier

nicht nur nicht mit ersten realistischen Versuchen, sondern vielmehr bereits mit den letzten Ausläufern einer niebergehenden idealistischen Epoche zu thun haben. Und in der That ist die deutsche Malerei nicht autochthonen Ursprungs, d. h. nicht aus heimischem Boden hervorgewachsen, sondern gerade in ihren ersten Anfängen von fremden Einflüssen überwuchert worden. Und zwar gingen diese Einflüsse von überkultivierten Nationen aus, deren Kunst sich damals schon im Niedergange befand.

Die deutsche Malerei hatte also in ihren ersten Entwicklungsstadien nicht nur die Aufgabe, sich die reale Natur allmählich zu erobern, sondern sich auch zugleich von den hemmenden Ueberresten einer fremden idealistischen Tradition zu befreien. Dieser Aufgabe ist sie in vollem Maße gerecht geworden, obwohl die Lösung derselben Jahrhunderte in Anspruch genommen hat. An einem an sich nicht gerade bedeutenden Entwicklungsvorgange kann der Kenner



Madonna im Rosenhag. Von Martin Schongauer
Kolmar, St. Martin.

jener Geschichtsepochen verfolgen, wie die Herrschaft des Realismus sich allmählich verbreitete und durchsetzte. Man betrachte einmal die Hintergründe der deutschen Heiligenbilder aus verschiedenen Jahrhunderten. Zuerst finden wir die Gestalten durchwegs auf dem bekannten Goldgrund gemalt, der für jene älteste Zeit charakteristisch ist. Der Künstler schien das Gefühl zu haben, daß die heiligen Personen von jedem Hauche des Irdischen fernzuhalten seien, daß er sie in eine Welt hineinzaubern müsse, die mit unserer Erdenwelt nichts gemein habe. Er vermochte aber mit den unzulänglichen Mitteln seiner Kunst diese Aufgabe nicht anders zu lösen, als daß er, auf die nähere Charakterisierung jener überirdischen Welt verzichtend, seine Heiligengestalten einfach auf jenen idealen Goldgrund setzte. Die ganze Grundanschauung aber, die diesem Verfahren zu Grunde liegt, entsprach durchaus nicht dem naiven Empfinden des damaligen deutschen Volkes. Es war etwas Fremdes, ihm von außen her Otkroyirtes. Der Deutsche hat, wo er überhaupt ein echtes religiöses

Empfinden zeigt, immer das Bedürfnis gehabt, seine Götter und Heiligen sich menschlich nahe zu führen, sie sich ihm ähnlich zu denken, und im alltäglichen Treiben mit den Sorgen des Alltags belastet darzustellen. Den Goldgrund empfand man als etwas Unwahres: er mußte fallen. Aber man wagte die heilige Jungfrau und das Christkind doch noch nicht ganz in die gemeine Wirklichkeit zu verbannen. Irgend eine Scheidewand mußte die heilige Gruppe von der übrigen Welt abschließen, und man wählte dazu einen Teppich. Ein schöner, reichgestickter Vorhang pflegte nun den Hintergrund der Gemälde zu bilden. Das Bewußtsein aber, daß es hinter diesem Vorhang doch auch noch eine Welt gäbe, die der Verherrlichung im Kunstwerk würdig sei, schlummerte tief im deutschen Künstlerherzen, und mit der Zeit erwachte es und brach sich allmählich Bahn. Der Teppich wurde immer niedriger und über seinen oberen Rand lugten, erst etwas verschämt, dann immer dreister, ein Stückchen blauer Himmel, eine Wolke, eine Bergspitze, das grüne Laub eines Baumgipfels. Und endlich fiel der Teppich ganz, und die heiligen Personen standen mitten in der realen Welt. In der realen? Ja und nein! Der fromme

Sinn des Künstlers wagte noch nicht, ihnen die sündige Wirklichkeit ganz nahe auf den Leib rücken zu lassen. Die Welt erschien wie durch einen Schleier gesehen, in weite Ferne gerückt, als eine bescheidene Hintergrundlandschaft in hellblauen, verschwommenen Tönen. Aber der entscheidende Schritt war getan, und wer Muth und Phantasie besaß, konnte auf der einmal betretenen Bahn weiter fortschreiten. Er konnte die liebe Jungfrau Maria mitten hineinsetzen in eine blühende Rosenlaube, konnte bunte Vögel in den Zweigen singen und reife Erdbeeren zu ihren Füßen wachsen lassen. Und es war selbstverständlich, daß er die Zweige des Rosenstrauches hübsch ordentlich um ein Spalier sich ranken ließ, wie es damals in den Gärten der reichen Leute geschehen konnte, und es war nicht minder selbstverständlich, daß er die jungfräuliche Gottesmutter, die Züge ihres Gesichts, die Haltung ihrer Hände, die Falten ihres Gewandes, Alles so schön, so überirdisch schön darstellte, als er nur irgend konnte: schön, wohl-gemerkt, nach seinem Empfinden, nicht nach unserem. — Und nun betrachte man einmal das nebenstehende Bildchen. Der Meister, der es gemalt, lebte in der Zeit, wo die deutsche Kunst den Boden der Wirklichkeit endlich gefunden hatte. Er heißt Martin Schongauer, auch Schön genannt, und lebte in Kolmar, in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Das Bild selbst befindet sich in Münster zu Kolmar, und hier muß man es eigentlich sehen, mit seinen zarten und doch leuchtenden Farben, in dem traulichen Halbdunkel der alten Kirche. Aber auch die bescheidene Reproduktion, die wir bieten können, vermag dem aufmerksamen und vorurtheilslosen Betrachter einen Begriff zu geben von dem, was der Künstler gewollt und gekonnt hat. Und wer sich ein wenig tiefer in das Bildchen hineinsieht, dem wird auch ein Verständnis aufgehen für die eigenartige Schönheit, die in diesen uns auf den ersten Blick so seltsam verschönert erscheinenden Linien und Formen liegt. Der wird merken, daß er es mit einem Künstler zu thun hat, der, obwohl er unserem heutigen Geschmack unendlich fern steht, doch ein echtes, lebendiges Schönheitsideal im Herzen trug, und daher ein Kunstwerk schaffen konnte, das für alle Zeiten Werth behalten wird: weil es wahr ist.



Die Herr Sacrement zu einem Orden kam.

Von Guy de Maupassant.
Uebersetzt von Ludwig Wegster.

Die Leute kommen mit einem vorherrschenden Instinkt, einer Vorliebe oder aber mit einem bloßen Verlangen zur Welt, das sich zu regen und kundzugeben beginnt, sobald sie sprechen und denken können.

Herr Sacrement kannte seit seiner frühesten Kindheit nur einen Wunsch, und der war, einen Orden zu bekommen. Als ganz kleiner Junge trug er bereits das in Zink ausgeführte Kreuz der Ehrenlegion, gleich wie andere Kinder ein Käppi tragen, und stolz schritt er an der Seite seiner Mutter durch die Straßen, die kräftig herausgeredete kleine Brust mit dem rothen Bande und dem Metallstern geschmückt.

Nach ziemlich kläglichen Studien fiel er bei den Prüfungen durch, und da er nicht wußte, was er anfangen sollte, heirathete er ein hübsches Mädchen, weil es vermögend war.

Sie lebten in Paris gleich allen anderen reichen Bürgern, verkehrten mit ihresgleichen, ohne höher hinaus zu wollen, und waren ganz stolz auf die Bekanntschaft eines Abgeordneten, der ja noch Minister werden konnte, und zweier Majore.

Doch der Gedanke, welcher sich bei Herrn Sacrement in den ersten Tagen seines Lebens bereits geltend gemacht, wich nicht wieder von ihm, und es bereitete ihm einen lebhaften und nie erlahmenden Schmerz, daß er kein Recht hatte, in seinem Knopfloch so ein kleines, rothes Bändchen zu tragen.

Die mit einem Orden geschmückten Leute, denen er auf dem Boulevard begegnete, gaben ihm stets einen Stich ins Herz. Voll Eifersucht betrachtete er dieselben mit einem scheelen Seitenblicke.

Wenn er Nachmittags spazieren ging, so zählte er dieselben sogar. Er sagte sich: „Ich will mal sehen, wie vielen ich von der Madeleine bis zur Rue Drouot begegne.“

Und langsam schritt er dahin, die Röcke der Herren musternd und gestöten Auges den kleinen, rothen Punkt schon von Weitem gewahrend. Am Ende seines Spazierganges angelangt, war er immer erstaunt über das erzielte Resultat: „Acht Offiziere und siebenzehn Ritter. Eine solche Menge! Es ist doch thöricht, diesen Orden in solcher Weise zu verschwenden. Will doch einmal sehen, ob ich auf dem Rückwege auch so viele finde.“

Langsamem Schrittes kehrte er zurück, ganz verzagt, wenn die eifertige Menge der Passanten seinen Nachforschungen hinderlich war, so daß er möglicherweise Jemanden überfah.

Er wußte bereits, in welcher Gegend die meisten anzutreffen waren. Im Palais Royal wimmelte es von ihnen. In der Avenue de l'Opera waren sie nicht so häufig wie in der Rue de la Paix, und die rechte Seite des Boulevards zogen sie der linken vor.

Ebenso schienen sie gewisse Kaffeehäuser, einzelne Theater zu bevorzugen. So oft Herr Sacrement eine Gruppe weißhaariger Herren in der Mitte des Gehweges stehen sah, wo sie den Verkehr behinderten,

sagte er sich: „Das sind Offiziere der Ehrenlegion!“ Und dabei wandelte ihn die Lust an, dieselben zu grüßen.

Die Offiziere besaßen, wie er schon mehrfach wahrgenommen, ein ganz anderes Benehmen als die einfachen Ritter. Ihre Kopfhaltung war eine durchaus verschiedene, und man fühlte deutlich, daß sie sich eines größeren Ansehens, einer bedeutenderen gesellschaftlichen Stellung errenten.

Zuweilen wurde Herr Sacrement auch vom Jorn

halben begehren sehe. Ja, die Communards, die hatten Recht!“

Nach dem Diner ging er aber wieder aus und besuchte die Geschäfte, in welchen Uniformirungs- und Dekorationsstücke verkauft wurden. Er besichtigte all die verschiedenartig geformten und in allen möglichen Farben prangenden Embleme. Am liebsten hätte er sämtliche besessen, um bei einer öffentlichen Feierlichkeit, in einem von einer festlich gekleideten Menge gefüllten ungeheuren Raume an der

Spitze eines Juges einherzuschreiten, die Brust mit funkelnden Bierrathen bedeckt, die sich wie die Schuppen eines Fisches übereinander legten, und mit ernster Miene, den Claqueur unterm Arm, wie ein schimmernder Kommet vorüberzuziehen, unter dem bewundernden Geflüster, dem ehrerbietigen Murmeln der Zuschauer.

Leider konnte Herr Sacrement keinerlei Anspruch auf irgend eine Auszeichnung erheben!

„Die Ehrenlegion,“ sprach er im Stillen zu sich, „benimmt sich einem Manne gegenüber, der keinerlei öffentliche Thätigkeit ausübt, in der That zu anspruchsvoll. Ich sollte es vielleicht versuchen, mich zum Mitglied der Akademie ernennen zu lassen!“

Er wußte aber nicht, wie er dies bewerkstelligen sollte und sprach darüber mit seiner Frau, die ganz erstaunt schien, über diesen Gegenstand.

„Mitglied der Akademie?“ fragte die junge Frau. „Was hast Du denn eigentlich geleistet, um Dich dessen verdient zu machen?“

Er gerieth in Jorn und erwiderte: „Du mußt doch nur begreifen, was ich meine. Ich möchte ja eben wissen, was ich zu leisten habe. Du bist mitunter recht einfältig.“

Nun lächelte sie. „Du hast Recht,“ erklärte sie, „nur weiß ich nicht, welchen Rath ich Dir geben soll.“

Er schien auf eine glänzende Idee gerathen zu sein. „Weißt Du,“ jagte er, „wenn Du mit dem Abgeordneten Rosselin sprechen wolltest, so könnte er mir vielleicht einen ausgezeichneten Rath geben. Ich selbst kann ja diesen Gegenstand nicht mit ihm besprechen, da derselbe

mit größter Zartheit behandelt werden muß; wenn dagegen Du die Sache anregst, so erhält dieselbe ein ganz natürliches, ungezwungenes Aussehen.“

Frau Sacrement that, was ihr Gatte von ihr begehrte, und Herr Rosselin versprach, mit dem Minister über den Fall zu sprechen. Da sich Sacrement aber hiermit nicht zufrieden gab, so wurde ihm seitens des Abgeordneten endlich bedeutet, daß er eine Eingabe an den Minister machen und in derselben auf seine Leistungen hinweisen müsse.

Seine Leistungen? Da haperte es eben; er hatte garnichts geleistet, nicht einmal seine Studien beendet.



Der Streikredner.

erfaßt, von einem Ingrimm gegen alle ordenträgenden Leute, die ihm eine Art sozialistischen Hasses einflößten.

Wenn er dann, gereizt durch die Begegnung mit so vielen Ehrenkreuzen, gleichwie es ein armer Hungernder ist, der an den Schaufenstern der großen Gewaarenläden vorüber geht, nach Hause kam, erklärte er mit schmetternder Stimme: „Wann wird man uns endlich von dieser schmähligen Regierung befreien?“ Und wenn ihn dann seine Frau ganz erstaunt fragte: „Was ist Dir denn heute?“ so gab er ihr zur Antwort: „Ich bin im höchsten Grade entrüstet über die Ungerechtigkeiten, welche ich allent-

Dies schreckte ihn aber nicht ab, sondern er setzte sich hin und begann eine Abhandlung über „Die Berechtigung des Volkes zur Erziehung“ zu schreiben, die er aber mangels an Stoff und Wissen unterbrechen und unvollendet lassen mußte.

Er suchte leichter zu behandelnde Thematika und befaßte sich der Reihe nach mit mehreren. Zuerst schrieb er über „Die Erziehung der Kinder durch den Anschauungsunterricht“. Er verlangte, man möge in den armen Stadtheilen Theater mit freiem Eintritt für kleine Kinder errichten. Die Eltern würden dieselben schon im zartesten Alter dahin führen und die Kinder mit Hilfe einer Laterna magica Bilder aus sämtlichen menschlichen Wissenschaften zu sehen bekommen. Dies könnte zu förmlichen Lehrkursen ausgebildet werden. Die Augen würden den Geist belehren und die vorgestellten Bilder im Gedächtnisse haften bleiben, die Wissenschaft auf diese Weise sozusagen greifbar und sichtbar machend. Kann man sich dennach ein besseres Mittel denken, um den Unterricht in der Weltgeschichte, Geographie, Naturgeschichte, Botanik, Zoologie, Anatomie usw. usw. zu bewerkstelligen?

Diese Arbeit ließ er drucken und versandte dieselbe in je einem Exemplar an jeden Abgeordneten, zehn Exemplare an jeden Minister, fünfzig an den Präsidenten der Republik, ebenfalls zehn an jede Pariser Zeitung und je fünf Exemplare an jedes Provinzialblatt.

Sodann behandelte er die Frage der Straßensbibliotheken, indem er auseinandersetzte, der Staat solle kleine, mit Büchern gefüllte Wagen, ähnlich den Wagen der Orangenkäufer, durch die Straßen fahren lassen. Jeder Einwohner der Stadt sollte monatlich zehn Bände gegen eine Entschädigung von einem Sou entnehmen dürfen.

„Das Volk,“ sagte Herr Sacrement unter anderem, „unterzieht sich nur Mühen und Kosten, wo es sich um seine Vergnügungen handelt, und da es nicht selbst zur Erziehung kommt, so muß die Erziehung zu ihm kommen usw.“

Seine schriftstellerischen Versuche erregten keinerlei Aufsehen, was ihn aber nicht hinderte, seine Eingabe zu machen. Man erwiderte ihm, daß man von seinem Anliegen Notiz genommen habe und Erhebungen pflegen werde. Er wählte bereits am Ziele angelangt zu sein und wartete. Es kam aber nichts.

Nun beschloß er, seine Sache persönlich zu verfolgen. Er suchte um eine Audienz beim Unterrichtsminister an und wurde von einem ganz jungen, jedoch sehr ernst und wichtig ansiehenden Secretair empfangen, der wie auf einem Piano auf einer ganzen Serie kleiner, weißer Knöpfe spielte, um die Diener und untergeordneten Beamten zu sich zu beschreiben. Diese wichtige Persönlichkeit versicherte dem Besuchsteller, daß seine Angelegenheit in guten Händen sei, ihrer Erledigung zugeführt werde, und rieth ihm, in seinen sehr bemerkenswerthen Arbeiten fortzufahren.

Und Herr Sacrement begab sich neuerdings ans Werk.

Herr Kosselin, der Abgeordnete, schien sich jetzt ganz ungemein für den Erfolg seines Freundes zu interessieren und ertheilte ihm selbst eine Menge der vortrefflichsten, praktischen Rathschläge. Im Uebrigen trug er gleichfalls ein Ordensband, ohne daß man zu sagen vermocht hätte, welchem Umstande er diese Auszeichnung verdanke.

Er wies Sacrement an, neuerliche Studien zu unternehmen, stellte ihn gelehrten Gesellschaften vor, die sich mit Vorliebe den unbekanntesten Wissenschaften widmen, von der Absicht geleitet, hierbei zu Ruhm und Anerkennung zu gelangen, und führte ihn sogar beim Minister ein.

Eines Tages wendete sich Kosselin vor dem Frühstück — seit einigen Monaten speiste er sehr häufig in dem Hause seines Freundes — zu diesem, und indem er ihm bedeutungsvoll die Hände drückte, sagte er: „Ich habe Ihnen soeben eine besondere Auszeichnung erwirkt. Der Verein für historische Arbeiten betraut Sie mit einer Mission. Es handelt sich um Nachforschungen, die in verschiedenen Bibliotheken Frankreichs angestellt werden sollen.“

Im höchsten Grade erregt, vermochte Sacrement weder zu essen noch zu trinken. Acht Tage später reiste er ab.

Er wanderte von einer Stadt zur anderen, studirte die Kataloge und durchwühlte mit staubbedeckten Kalbslederbänden gefüllte Speicher zum nicht geringen Verdrusse der in ihrer beschaulichen Ruhe gestörten Bibliothekare.

Er weilte gerade in Nonen, als ihn eines Abends die Lust anwandte, seine Frau, die er seit einer Woche nicht gesehen, zu umarmen. Er bestieg also den um neun Abends abgehenden Zug und war um Mitternacht daheim.

Da er seinen Schlüssel stets mit sich führte, so trat er geräuschlos in das Zimmer, bebend vor Aufregung und ganz entzückt über die Freude, die er seiner Gattin bereiten würde. Die hatte sich aber in ihrem Schlafzimmer eingeschlossen; wie ärgerlich! Es blieb ihm daher nichts Anderes übrig, als durch die geschlossene Thür zu rufen: „Jeanne, ich bin da!“

Sie mochte wohl sehr ängstlich sein und große Furcht haben, denn er hörte, wie sie aus dem Bette sprang und wie im Träume mit sich selbst zu sprechen begann. Dann rannte sie zu ihrem Badezimmer, öffnete und verschloß es wieder, eilte mehrmals barsch durch das Zimmer, wobei sie wiederholt gegen die Möbel anstieß, und endlich fragte sie: „Bist Du es denn wirklich, Alexander?“

„Aber ja, so öffne doch schon,“ erwiderte er ungeduldig.

Die Thür ging auf, und seine Frau sank ihm an die Brust, wobei sie stammelte: „O, welcher Schrecken! Welche Ueberraschung! Welche Freude!“

Nun begann er sich zu entkleiden, langsam und methodisch wie Alles, was er machte. Dann nahm er seinen Leberzieher, den er gewöhnlich an den Kleiderrechen im Vorzimmer hing, vom Stuhl, um ihn hinauszutragen. Mit einem Male aber blieb er wie versteinert stehen. In dem Knopfloch des Leberziehers leuchtete ein rothes Bändchen!

„In diesem — — — in diesem — — — Leberzieher — — — ist ein Orden!“ vermochte er endlich zu stammeln.

Mit einem Satz war seine Frau bei ihm, und mit beiden Händen an dem Kleidungsstück zerrend, sagte sie: „Nein, nein — — Du irrst Dich — — gib — — — gib — — —“

Er aber hielt den Leberzieher an einem Aermel fest, ließ sich ihn nicht aus den Händen zerren und schrie: „Wie? — — — Weshalb? — — — Erkläre mir — — — Wem gehört dieser Leberzieher? — — — Mir nicht, da er mit dem Kreuz der Ehrenlegion geschmückt ist.“

Sie ließ das Kleidungsstück noch immer nicht los, schien wie von Stimmen zu sein und stotterte: „Aber, so höre doch — — — gib her — — — Ich kann es Dir nicht erklären — — — es ist ein Geheimniß — — — So höre doch — — —“

Er wurde zornig und ganz bleich im Gesicht, als er sagte: „Ich will wissen, wieso dieser Leberzieher hier ist, denn der meinige ist es nicht.“

Nun aber schrie sie ihm die Worte zu: „Doch, aber schweige; schwöre es mir — — — höre — — — Damit Du es also wissest: Du hast einen Orden bekommen!“

Er wurde von einer solchen Erregung erfaßt, daß er den Leberzieher losließ und in einen Jantenkant sank.

„Ich habe — — — sagst Du — — — einen Orden bekommen?“

„Ja — — — doch ist dies ein Geheimniß, ein großes Geheimniß — — —“

Sie hatte das glorreiche Kleidungsstück in einen Schrank gesperrt und lehrte jetzt, noch immer bleich und zitternd, zu ihrem Gatten zurück, indem sie sagte: „Ja, dies ist ein neuer Leberzieher, den ich Dir habe machen lassen. Doch hatte ich geschworen, daß ich Dir nichts verrathen würde, da die Sache erst in vier bis sechs Wochen offiziell werden sollte. Du mußt Deinen Auftrag zuvörderst zu Ende geführt haben, und war Dir diese Ueberraschung erst nach Deiner Rückkehr zugebacht. Herr Kosselin hat dies für Dich durchgesetzt — — —“

Ganz aufgelöst vor Entzücken stotterte Sacrement: „Kosselin — — — ein Orden — — — Er hat mir einen Orden verschafft — — — mir — — — er — — — ach!“

Er mußte ein Glas Wasser trinken, um sich zu beruhigen.

Ein kleines, weißes Papierblatt, welches aus der Tasche des Leberziehers gegliiten war, lag auf der Erde. Sacrement hob es auf. Es war eine Visitenkarte, und auf derselben stand: „Armand Kosselin, Abgeordneter.“

„Du siehst es nun selbst,“ sprach die junge Frau. Und der Gatte begann vor Freude zu weinen.

Acht Tage später meldete das Amtsblatt, daß Herr Alexander Sacrement außerordentlicher Dienstleistungen halber zum Ritter der Ehrenlegion ernannt worden sei.



Ein Vielgereister.

Von Manfred Wittich.

Ich han Lande viel gesehen.
Walt her von der Vogelweide.

Wenn irgend Einer dies von sich sagen konnte, und noch dazu in einer Zeit, die weit hinter uns liegt und wo das Wandern und Landfahren gar beschwerlich ins Werk zu setzen war, im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, so war es der ritterliche Minnesänger Oswald von Wolkenstein, von dem wir hier berichten wollen.

Am 24. August 1890 haben ihm die Mannen von der Alpenvereins-Sektion Bozen auf der Ruine Hauenstein — seinem einstigen Wohnsitz — draußen im Tirol, wo schon zwei Sängern des Mittelalters, dem großen Walther von der Vogelweide im Lajauer Nied, am Vogelweidhof, und dem Lenthold v. Säven bei Glansen (alle drei Orte liegen im Etschthal), Merkzeichen errichtet worden sind, eine Gedenktafel enthüllt. Der Mann, von dem wir hier reden, ist einer der größten Dichter deutscher Zunge gewesen, und wie gar wenig ist er bekannt, und wärs doch mehr werth, als Hunderte von Anderen! In ihm stammte, nachdem des Minnegefangs Frühling längst abgeblüht hatte (Oswald lebte von 1367 bis 1445), noch einmal das Feuer ritterlicher Dichtkunst hoch empor. Das aber kam daher, weil unser Poet die alten ausgetretenen Bahnen verließ und mit jedem Griff hineinlangte ins volle Menschenleben und in Worte und Weisen einkleidete, was er genießend und leidend wirklich selbst erlebte.

Und ein stark bewegtes Leben wars, das er geführt hat! Mit seinen Brüdern, dem älteren Michael und dem jüngeren Lienhard, lebte er zur Sommerzeit mit den Eltern auf Schloß Wolkenstein in Gröden, ein trugiges Söhnlein eines trugigen Edelingsgeschlechtes. Bei einem Fastnachtsvergnügen verlor er durch einen Bolzenschuß das rechte Auge und hieß nun, zum Unterschied von anderen gleichnamigen Vettern, Oswald mit einem Auge. Da lernte er in Stall und Küche sich tummeln und allen Dienst eines gemeinen Reitknechts, aber auch harren, geigen, trommeln, pauken und pfeifen, wie auch seine metallreine Stimme kunstmäßig zum Singen zu brauchen. Kopfüber verentete er sich zugleich in das Geles der Ritterbücher, die frühe Knabenhaften Abenteueremuth in ihm wachriefen.

Drei Pfennige und ein Stück Brot im Sack, schloß sich der zehnjährige Bube einer Schaar tiroler Ritter an, die Hugo II. von Montfort-Bregenz dem Herzog Albrecht III. von Oesterreich zuführte, auf dessen Kriegszug gegen die heidnischen Preußen (1377), die gar kläglich endete.

Acht Jahre blieb Oswald im Preußenland und lernte zu seinem geliebten Deutsch und dem romanischen Dialekt Welschtirols die slavischen Sprachen so gut, daß er, den Reden nach, für einen Eingeborenen gelten konnte; er lernte dabei auch den nachmaligen Kaiser Sigismund kennen, mit dem er eng befreundet wurde.

Nach buntbewegten, gefährlichen Zügen durch Preußen, Litauen, Polen und Nothrußland, auf

denen er vielfach verwundet worden, mehrmals in harte Gefangenschaft gerathen war, zog er an die Ostsee, wo er die gewaltigen Handelsunternehmungen der Hanse bewundern konnte und von dort aus ihre Arbeitsgebiete: Nowgorod in Rußland, Bergen in Norwegen, Brügge in Flandern, London in England besuchte. In Dänemark diente er als „freie Lanze“, als Freiwilliger der Königin Margaretha, im Kriege gegen Schweden und half mit, als man 1397 die „Kalmatische Union“ schuf, welche die drei skandinavischen Reiche vereinigte. Das Jahr darauf kämpfte er mit in den drei britischen Königreichen, wo es irgend Krieg gab, besonders unter dem schottischen Grafen James Douglas gegen die Engländer.

Darnach zog Oswald von Norddeutschland aus mit Handelsleuten durch Polen an das schwarze Meer. Als Schiffstoch und Ruderknecht auf dem Schiffe eines Seefahrers litt er Schiffbruch auf der Fahrt nach Trebisonde und rettete sich auf dem gekappten Hauptmast des Schiffes ans Land. Nun machte er einen Abstecher nach Armenien und Persien, ging auch, nochmals als Schiffstoch dienend, nach Skandia und erlebte gar mancherlei Trübsal und Draugal dabei.

Inzwischen war sein Jugendfreund Sigmund durch Heirath König von Ungarn geworden und zu einem Kreuzzuge gegen die Türken genöthigt. Ihm eilte Oswald zu, nahm Theil an der Niederlage der Christen in der Schlacht bei Nikopolis, am 28. September 1396, und rettete sich mit Sigmund zusammen in kleinem Gefolge mit Mühe auf ein Schiff in der Donau, das nach Konstantinopel fuhr, von wo er nach Dalmatien und Venedig und endlich nach Tirol zurückging.

Jetzt lernte er den bösen Dämon seines Lebens, das Edelfräulein Sabina Jäger, kennen und leider inbrünstig lieben. Sie schickte ihn zur Prüfung seiner Liebe auf eine Wallfahrt nach Jerusalem und — nahm einen Anderen, den alten Hausmann in Hall, zum ehelichen Gemahl, so daß Oswald, der in Jerusalem zum Ritter des heiligen Grabes geschlagen worden war und, heimkehrend, auch noch den Vater auf dem Sterbelager fand, gar bitteren Schmerz gewann.

Zum Troste zog Oswald mit dem Kaiser Ruprecht von der Pfalz nach Italien, wo den Deutschen kein Heil erblickte. Doch blieb Oswald drei Jahre in der Lombardei, namentlich in Mailand, wo's ihm besser gefiel, als er es in der Heimath erwarten mochte.

1405, heimgekehrt nach Tirol, ward Oswald die Seele des Adelsbundes, der sich Elephantenbund nannte und den Zweck hatte, die Landesherrlichkeit des österreichischen Herzogs Friedrich mit der leeren Tasche nicht auskommen zu lassen, eine Sache, die der Kaiser Sigmund lebhaft begünstigte. Zwischen diesem und den tirolischen Rittersn hatte Oswald, des Kaisers Freund, die Vermittlerrolle gespielt, und Herzog Friedrich sah sich genöthigt, sich selbst in den übermächtigen Ritterbund aufzunehmen zu lassen.

In dieser Ruhepause in den tiroler Wirren eilte Oswald nach Spanien, um Theil zu nehmen an dem Kriege gegen die Mauren Afrikas. In Compostella fand er die Söhne des Königs von Portugal, die ihm von der Schlacht bei Nikopolis her befreundet waren. Er half das Felsenfest Genta an der afrikanischen Küste mit erobern, zeichnete sich sehr aus durch ritterliche Tapferkeit und ward in Portugal und Spanien mit hohen Ehren aufgenommen.

Daheim hatte inzwischen Herzog Friedrich die Gewalt des Adels mit starker Hand gebrochen, und die kirchlichen Wirren der Zeit — man hatte wieder einmal drei Päpste zugleich — hemmten Sigmund am Eingreifen zu Gunsten des tirolischen Adels, das Oswald stark betrieb.

Nun ward zum Konstanzer Konzil gerufen, von woher Herzog Friedrich nichts Gutes erwarten durfte, wenn sein halsstarriger Adel in Tirol sich an die Kirchengewalt hängte. Er ließ sich darum von dem durch sein Land reisenden Papst Johannes XXIII. versprechen, daß die tirolische Geistlichkeit nicht gegen ihn hielte, und zog mit stattlichem Gefolge, darunter auch sein Lehnsmann Oswald, nach Konstanz. Auf

den Oesterreicher sich stützend, weigerte sich dort Johannes XXIII., seine Papstwürde niederzulegen.

Diese Gelegenheit, wo Friedrich allgemeine Ansehung erfuhr, benutzte dessen Bruder Heinrich der Eiserne von Steiermark, um Tirol sich anzueignen; die Abtügen aber, vornehmlich Oswald, betrieben eifrig die Arbeit, beide fürstlichen Herren Brüder los zu werden.

Nun verlagte ein anderer der drei Päpste, Peter von Luna, seine Würde aufzugeben. Sigmund zog nach Perpignan und unterhandelte mit Peter, wußte auch, da dieser hartnäckig blieb, die Jenem anhängenden Völker zu bestimmen, den Papst aufzugeben. Darnach zog der Kaiser nach Paris, den Zwist der Könige von Frankreich und England zu schlichten, wobei ihn Oswald, in Gewandung eines maurischen Fürsten, begleitete und mit seinen Talenten die hohen Herrschaften daß erfreute, so daß die französische Königin ihm eigenhändig einen kostbaren Diamanten in seinen Bart band, wie vorher ihm schon die Königin von Arragon zwei Ringe in die Ohrschläpchen geheset hatte.

Auch bei maurischen Königen in Spanien ward der Wolkensteiner ehrenvoll aufgenommen und reich beschenkt für seine „moralischen Eroberungen“ als Dichter und Sänger.

Auf solche Freuden aber folgte bitteres Leid. Inzwischen war Herzog Friedrich aus seiner Gast zu Konstanz entwichen und züchtigte 1417 seine stolzen Edeling, die Bundesgenossen Sigmunds, brach deren Burgen und braunte sie aus; auch Oswalds Schlösser waren dabei. Friedrich ward freilich in den Bann gethan, doch verlief die Reichs-Exekution im Sande und Sigmund mußte sich mit Friedrich vertragen.

Nun stürmten Alle auf Oswald ein, selbst seine Bundesgenossen. Bei Herzog Friedrich galt des Wolkensteiners ehemalige Geliebte, Sabina, gar viel, die eine alte Schuld von 6000 Gulden, um die sie mit den Wolkensteinern schon 36 Jahre prozessirte, eintreiben oder dafür das Schloß Hauenstein haben wollte. Sie stellte sich gegen Oswald sehr freundlich und lockte ihn, den immer noch Verliebten, wehrlos in eine Falle, unter dem Vorwande göttlicher Beilegung des Streites, daß er gefangen und hart in Ketten gelegt ward, so daß er später nur noch mit Hilfe von Krücken laufen konnte. Offenbar war das Friedrichs Rache.

Der Gewaltstreich rüttelte aber den übrigen Adel auf und 1423 entbrannte offener Krieg gegen den neuerungssüchtigen, auf unbeschränkte Landesfürstengewalt lossteuernden Friedrich. Oswald hat freilich der Hausmannin ihre 6000 Gulden geben müssen, als er 1427 frei kam.

Trotz aller Leiden erlahmte die Federkraft des Dichters nicht, er sah, nach wie vor seine, d. i. des tirolischen Adels Sache für gut haltend, den Herzog als Rebellen gegen Kaiser und Reich an. Trotzdem erlannte dieser in der Hauptsache sein Ziel, die Herabdrückung der Abtügen unter seine landesfürstliche Autorität.

Schlimmeres noch mußte Oswald erleben. Neue Pläne Sigmunds gegen Tirols Herzog scheiterten, der Kaiser mußte sich wieder mit diesem vergleichen (1424) und — vergaß Oswalds. Dessen älterer Bruder Michael machte 1426 mit dem Herzog seinen Frieden und zwang auch den jüngsten Bruder Lienhard dazu. Oswald ward hart gefangen gehalten, und nur die Furcht vor der öffentlichen Meinung hielt den Landesherrn ab, ihm den Kopf vor die Füße zu legen; 1427 ward Oswald seiner Gast entlassen.

Er zog nun mit nach Ungarn in den Krieg gegen Türken und Hussiten; aus dem Kampf gegen den Führer der Letzteren, den großen Prokop, entkam er mit knapper Noth. Auch die Trübsal des Romzuges seines Kaisers theilte er.

Der 67 Jahre alte Sänger und Landsfahrende Kämpfer sah endlich, des Gehens unfähig, im Stuhle auf dem Schloß zu Castelrut oder zu Hauenstein. Eine Wassersucht machte am 2. August 1445 seinem Leben ein Ende. Fünf Söhne und zwei Töchter hinterließ er. —

Dieses kumbewegte Leben ist aus den Liedern

des Wolkensteiners Zug für Zug zu entnehmen; darnun eben ward er der große Wirklichkeitsdichter, der er ist, oder, wie man's heute nennt, der große Realist. Proben zu geben gestattet der Raum nicht; mag man selbst nachlesen in der billigen, neuhochdeutschen Ausgabe der Reclam'schen Universal-Bibliothek Nr. 2839/40, oder in der hübschen Auswahl von Uebersetzungen, etwa des dritten Theiles, seiner Lieder von Schrott.



Die Stimmen der Natur.

Eine Darstellung der Akustik von W. Saco.

Die Lehre vom Schall, in der Wissenschaft gewöhnlich Akustik oder Phouik genannt, ist einer der Zweige der Physik (Naturlehre), deren weiterer Ausbau der neueren Zeit vorbehalten geblieben ist. Die Kenntnisse vom Schall, welche die Alten besaßen, waren nur gering. Der Philosoph Pythagoras (580—500 v. Chr.) ahnte schon die bestimmten Maßverhältnisse, die in der Musik, wie wir später sehen werden, eine Rolle spielen; Anaxagoras (500—425) wußte, daß das Echo durch die Zurückwerfung des Schalles verursacht würde. Aristoteles (385—322) lehrte, daß der Schall durch die Luft zu uns gebracht würde. Gukleides (im dritten Jahre v. Chr.) und Ptolemäus (um 125 n. Chr.) machten sich um die mathematische Begründung der Lehre von den Tonverhältnissen verdient. Plinius der Ältere (23—79 n. Chr.) theilt mit, daß der Schall durch feste Körper schneller geleitet würde als durch die Luft.

Das Mittelalter hat für die Akustik nur wenig Fortschritte zu verzeichnen. An seinem Ausgange suchten Forscher wie Galiläi (1564—1642), Bacon von Verulam (1588—1648), Porta (1545—1615), der Jesuit Athanasius Kircher (1602—1680) das Wesen des Schalles zu ergründen. Aber man kam in seiner Erkenntniß nicht viel weiter. Da gab ein Werk Veranlassung zu einer regeren Entwicklung der Akustik und eröffnete so die Forschungen der Neuzeit: des berühmten Newton „Philosophiae naturalis principia“, die mathematischen Grundlagen der Naturlehre 1687.

Die bedeutendsten Namen der Naturwissenschaft sind mit der weiteren Geschichte der Akustik verknüpft. Bernoulli, Euler, Lagrange, D'Alembert, Clairaut, Laplace, Savart, Cagniard de la Tour, Biot, Weber, Seebeck, Dove, Tyndall, Kundt, König, Helmholtz. Alle haben sie die Akustik bereichert.

Im Folgenden will ich versuchen, dem Leser, der geneigt ist, mir zu folgen, eine Darstellung der Akustik zu geben. Auf Eines möchte ich jedoch nicht verfehlen, im Voraus aufmerksam zu machen; es wäre auch vielleicht manchem Leser aufgefallen. Während die meisten modernen Wissenschaftszweige für die Lebensweise der Menschen von der weittragendsten Bedeutung geworden sind — ich erinnere an die Chemie, an die Dampfkraft —, sind die Ergebnisse der Akustik von so gut wie gar keiner Wirkung auf einen weiteren Kreis geblieben. Selbst die Musik, die älteste und am meisten verbreitete Kunst, die nur durch den Schall auf unsere Empfindung wirkt, hat die Fortschritte, welche die Akustik im Laufe der Zeit erfahren hat, fast garnicht an sich geföhrt.

Beginnen wir also:

I. Vom Wesen des Schalles.

Unter Schall versteht man die Empfindung, welche durch das Gehörorgan dem Gehirn vermittelt wird. Ein Schall entsteht, wenn ein elastischer Körper in Schwingung (Oscillation, Vibration) versetzt wird. Er wird für uns hörbar, wenn der schwingende Körper entweder unmittelbar oder durch einen elastischen Zwischenkörper (meistentheils die Luft) mit unserem Gehörorgan in Verbindung steht. Der Schall muß daher von dem schallenden Körper zum Ohre geleitet werden. Ohne einen leitenden Körper können wir nicht hören. Wenn man ein

aufgezogenes Beckerwerk unter die Glocke einer Luftpumpe bringt und die Luft hierauf verdünnt, so wird der Schall mit der zunehmenden Verdünnung schwächer, bis das Ohr keinen Ton mehr vernimmt, während das Auge den Hammer an der Glocke fortarbeiten sieht. Läßt man hierauf die Luft allmählig wieder in die Glasglocke eintreten, so vernimmt man deutlich ein fortwährendes Anschwellen des Tones, bis er die volle Stärke wieder erreicht. Durch den leeren Raum pflanzt sich also der Schall nicht fort, weil das leitende Mittel fehlt.

Jeder Körper, der einen Schall erzeugt, befindet sich, wie gesagt, in schwingender Bewegung. Wenn die Saite einer Violine ertönt, so kann man ohne besondere Kraftanstrengung ihr Hin- und Herschwingen um ihre Ruhelage sehen. Bei anderen festen Körpern, z. B. einer Glocke, ist die Schwingung nicht ohne Weiteres wahrzunehmen. Wenn man aber etwa an eine Käseglocke ein an einen leichten Faden befestigtes Korkkügelchen von der Größe einer Linse hält, so wird man es beim Erschallen des Klanges lebhaft hin- und hertanzen sehen. Wasser in einem Glase, das zum Klingen gebracht wird, geräth durch die Schwingungen der Wand in sichtbare Bewegung. Aber nicht nur feste Körper schallen, sondern auch flüssige und luftförmige. Wer kennt nicht das Sausen des Windes oder das Rauschen des Wassers? Im ersten Falle ist die Ursache die Schwingung der Luft, im zweiten die des Wassers.

Doch schon haben wir vom Rauschen, Sausen, Klingen und Tönen gesprochen, Alles als Arten des Schalles. Wie viel Schallarten giebt es denn überhaupt und wodurch werden sie unterschieden? — Man kennt nur zwei Arten, die Geräusche und die Töne. Auf die Eigenart der Töne komme ich später

zu sprechen; ich will sie jetzt nur insoweit betrachten, als sie zum Verständniß des Wesens des Schalles nothwendig sind. Geräusche sind das Sausen des Windes, das Brausen und Heulen des Sturmes, das Blätschern des Regens, das Klaffen des Wagens, das Rollen des Donners, das Knallen der Pistole u. A. m. Der Unterschied zwischen Geräusch und Ton liegt in der Art der Schwingungen, die der Körper erfährt, welcher das Geräusch oder den Ton von sich giebt.

Das Wort Schwingung rührt von der Hin- und Herbewegung des Pendels her. Betrachten wir, um über die Schwingungen etwas Klarheit zu bekommen, die Pendelbewegung daher etwas näher.

Wenn man ein Pendel (etwa eine an einem Faden hängende Kugel) aus seiner Ruhelage bringt und es dann losläßt, so strebt es, durch die Anziehungskraft der Erde gezogen, wieder in seine Ruhelage zurückzukehren. Es bleibt aber nicht an der Stelle stehen, wo es sich zuerst in seiner Ruhelage befand, sondern bewegt sich über sie hinaus, und zwar ebensoweit über sie, als es vorher gehoben wurde, kurz, es schwingt um seine Ruhelage hin und her und zwar — was wohl zu beachten ist — zu beiden Seiten derselben gleich hoch. Wenn nicht der Widerstand der Luft und die Reibung im Aufhängungspunkte des Pendels wären, so würde es, einmal in Bewegung gesetzt, unaufhörlich schwingen. So aber werden die Schwingungen immer kleiner und kleiner, bis das Pendel wieder ruht. Eine einfache Schwingung ist ein Hin- oder Hergang, eine Doppelschwingung ein Hin- und Hergang. — Ich sagte, die Schwingungen würden immer kleiner, bis sie ganz aufhören. Dabei zeigt sich die Eigenthümlichkeit, daß wohl die Schwingungsweite oder der Schwingungsbogen (so nennt man den Hin- und

Hergang, seiner räumlichen Länge nach gemessen, da er einen Theil eines Kreises, einen Bogen, zeigt) kleiner werden, aber die Dauer der Schwingung (der Hin- und Hergang nach der zeitlichen Länge gemessen) immer dieselbe bleibt. Die Zeitdauer der Schwingung wird vielmehr von der Länge des Pendels beeinflusst. Je länger der Pendel, desto langsamer seine Schwingung.

In ganz derselben Art wie die Bewegungen des Pendels erfolgen auch die Schwingungen schallender Körper. Wenn man die Saite einer Violine mit dem Finger anschnippt, ertönt sie. Sie schwingt äußerst schnell um ihre Ruhelage, so schnell, daß wir die zeitlich aufeinanderfolgenden Stellungen der Saite gleichzeitig, d. h. die Saite in Form einer Spindel erblicken, deren Längsaxe die Saite in ihrer Ruhelage darstellt. Wer es nicht glaubt, daß die Saite in Bewegung ist, der lege auf sie kleine Papierfahnen (Papierreiterchen). Diese werden beim Tönen der Saite herabgeworfen. Allmählig werden, wie beim Pendel, die Schwingungsbogen der Saite kleiner, die Spindelfigur schmaler, bis wir nur eine Linie (die Saite in ihrer Ruhelage) sehen. Und in diesem Augenblick hat der Ton zu schallen aufgehört. Aber trotz des kleiner werdenden Schwingungsbogens ist der Ton derselbe geblieben, d. h., daß seine Schwingungsdauer unverändert blieb — wie beim Pendel. Nur die Stärke des Tones nahm ab, weil die Schwingungsweite (Amplitude heißt der wissenschaftliche Ausdruck) kleiner wurde. Nur — wie beim Pendel, daß, je länger, desto langsamer schwingt — schwingt die Saite, je länger sie ist, um so langsamer. Darum kann man auch die Schwingungen einer langen Bassgeigeisaitte besser beobachten, als die einer kurzen Violinsaitte. (Fortsetzung folgt.)



Aus dem Papierkorb der Zeit.

Ein Muttergottesbild in der Neuen Welt! Was sollen wir mit dem alten Heiligenbild? Will der Redakteur uns katholisch machen? Wie paßt das in ein Unterhaltungsblatt für die heutige Arbeiterschaft? Nur gemacht, lieber Leser, lies erst den trefflichen Artikel von Dr. John Schifowski und Du wirst Dich nicht mehr ereifern. Wir wollen Dir im neuen Jahre die wichtigsten Epochen deutscher Kunst in einzelnen hervorragenden Vertretern vorführen, damit Du einen Ueberblick und Einblick in das Werden der Kunst erhältst, und da mußten wir eben am Anfang beginnen. Und den Anfang der Kunst bildete im deutschen Mittelalter, dem religiösen Geiste der Zeit entsprechend, eben die religiöse Malerei. Aber auf den Stoff kommt es hier ja garnicht an. Was Du lernen sollst, das ist das Wie der Kunst, d. h. Du sollst sehen lernen mit den Augen des Künstlers, der das Bild geschaffen hat, und begreifen, warum das Madonnenbild für jene Zeit, da es entstand, ein Meisterwerk war. Darum lies und sperre die Augen auf! E. St.

Der Streikredner. (Zu dem Bilde auf Seite 5.) Ja, das ist er, wie er leibt und lebt, der Klassenbewußte Arbeiter der Großstadt, den die Noth denken und — handeln gelehrt hat. Wie er hoch oben auf dem Gerüst steht, mit der nervigen Rechten den Laternenpfahl umklammernd, die Linke, zur Faust geballt, vorgestreckt, mit Donnerstimme das Lösungswort des Tages hinabschleudernd in die dampfbrandende Masse, die, Kopf an Kopf gedrängt, den ganzen, weiten Platz bedeckt und, athemlos emporlauschend, jeden Satz der Rede des geliebten Genossen bald mit brausendem Jurauf, bald mit emporgeredtem Arm bekräftigt. Noch ist die Sache nicht entschieden. Unter den vielen Tausenden, die sich hier zusammenfinden, giebt es auch unsichere Kantonsisten, ja, Verräther an der guten Sache. Sie suchen zu randaliren; sie stecken den Finger in den Mund und pfeifen. Aber was hilft es? Der Mann dort oben weiß ja gut, daß er nur das anspricht, was die Anderen denken, und darum findet er jetzt im entscheidenden Augenblick auch das rechte Wort. Welches Wort? Nun, das wahre Wort von der Einigkeit, die stark macht, von der Macht der geeinten Arbeiterschaft, von dem harten Joch des Kapitals,

von dem kärglichen Hungerlohn, von den darbedenden Frauen und Kindern und von der günstigen Lage des Augenblicks und der Nothwendigkeit, das Eisen zu schmieden, so lange es warm ist. Ich glaube, bevor er seine Rede geendet hat, ist die große Frage des Tages entschieden: Streiken! Streiken! erschallt es tausendstimmig über die Dächer der Großstadt hin.

Der naturwissenschaftliche Beobachter.

In der Akkumulatorenfabrik von Gälcher in Berlin wird ein Akkumulator hergestellt, dem alle Uebelstände der bisher angewandten Akkumulatoren fehlen. Vornehmlich soll neben dem verringerten Gewichte seine Leistungsfähigkeit bedeutend größer sein, als die der früheren Akkumulatoren. Er besteht aus einem Gewebe, dessen Netze Bleidrähte, dessen Schutz seine Glaswolle ist. Die Bleidrahthen sind an einen Bleirahmen angezogen. Drei Größen werden von dem neuen Akkumulator hergestellt.

Zur Messung der Schallstärke ist von Henry ein Apparat, Audiometer, konstruirt worden.

Ein Stück des Vielfachen Kometen von 4,090 kg Gewicht wird nach den „Annalen des Wiener Hofmuseums“ von dem Mineralogen Hiddin in Newark U. S. untersucht.

Seit 1862, wo Prof. Auwers in Berlin durch Berechnung das Vorhandensein eines dunklen Begleiters des Sternes Procyon (im kleinen Hunde) feststellte, bemühten sich die Astronomen, diesen aufzufinden. Auf der Lid-Sternwarte ist er (nach 34 Jahren) von Prof. Schäberle als Stern 13. Größe, 4 1/2 Bogensekunden vom Hauptsterne entfernt, gefunden worden.

Das Oberbergamt in Bonn läßt Proben von Quarzgestein aus dem Taunus, in dem bei der ersten Untersuchung ein Goldgehalt gefunden wurde, noch einmal untersuchen. Man ist auf das Ergebnis gespannt.

Der „Globus“ berichtet aus Valparaiso eine tragikomische Geschichte. Nach halbscher Voraussage war für den 23. März 1896 ein besonders „kritischer“ Tag an-

gesagt. Seit dem 13. März fanden einige Erdbeben, dort nichts Seltenes, statt. Diesmal griff eine förmliche Panik um sich. 5—10 000 Flüchtlinge machten sich aus den Städten und Thälern auf, um sich auf die Berge zu retten und von dort aus den vorausgesagten Untergang zu sehen. Der 23. kam, aber — Alles blieb ruhig. Nach diesem Fiasko wird wohl der „Meteorologe“ bald sein Ansehen verlieren — in Chile.

Edison soll ein Verfahren, Bilder auf weite Entfernungen zu reproduziren, so vervollkommen haben, daß es möglich ist, mit ihnen Schzen auf die größten Entfernungen hin dem Original getreu wiederzugeben.

Dr. Edington aus Capstadt hat nach dem „Neut. Bur.“ den Rinderpestmikroben entdeckt. Hippocrates.

Räthsel-Ecke. Bilder-Räthsel.



Lösung des Räthfels in Nr. 52, Jahrg. 1896: Augenzeuge.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen wolle man an Herrn Edgar Steiger, Leipzig, Döstr. 14, richten.